Am heimischen Herd

Unterhaltungsbeilage zum „Wilsdruffer Tageblatt" — Amtsblatt.

Aegyptische Silhouetten.

Von Anton Lübke.

Was ist fesselnder als die uralte ägyptische Kultur, was grandioser als die Kulturdenkmäler, die heute vom gelben Wüstensand umgeben sind, oder deren Mauerreste von den Wogen des Nils umspült werden. Hier spricht die Menschheitsgeschichte noch eindrucksvoller als auf dem Forum Romanum oder in den Ruinen von Pompeji, hier ist der Kulturkreis eines Volkes geschlossener, als irgendwo anders auf der Welt, hier spürt die Seele den Atem von langen urgrauen Jahrtausenden. Die Gegensätzlichkeit zwischen dem modernen Heute und der antiken Vergangenheit tritt nirgendwo so markant in die Erscheinung wie in Aegypten. Was man auf den Trümmern Roms als Vollendung der antiken Zivilisation findet, was man dort in den Formen griechischer und römischer Statuen und Bauten als Frucht einer Kultur sieht, ist hier in Aegypten als Wurzel und Stamm zu finden.

Seitdem riesenhafte Hotelbauten in Kairo und den benachbarten Vororten, in Luxor und Assuan, modernes europäisches Leben nach Aegypten brachten, Straßenbahnen, Autos, elektrisches Licht, Maschinen und moderne Läden immer mehr die orientalische Romantik des Pharaonenlandes zerstören, verschmilzt auch die Kultur des heiligen Nils immer mehr mit der Zivilisation des Abendlandes. Doch konnte das moderne Leben, das die Jahrtausende alte Kultur wie mit einer Firnisschicht überdeckt, den Glanz der Tradition nicht ganz verdecken. Noch immer raunen die Märchen aus Tausend und einer Nacht, wenn sich die Glutsonne gegen Westen neigt und der Staub des Tages sich gelegt hat, wenn die schlanken Minaretts ihre Sonnenarchitektur in den hellen Tag erheben, wenn bei einbrechender Dunkelheit ein grandioses Farbenspiel am Himmel anhebt, wenn Kamelkarawanen mit prachtvollen Teppichgehängen und klingenden Glöckchen durch die Straßen schreiten. Noch immer ist es der alte Orient, wenn man inmitten des behäbigen Lebens der Cafés sich befindet, wo der Muslim in fauler Trägheit bei starkem Mokka seine gelben Ambraketten dreht oder stundenlang dem Brettspiel obliegt. Die tausendfältigen Gerüche und der Staub in den Muskis und Basaren von Kairo sind dieselben geblieben, und immer wieder, Jahr um Jahr, wird Altes mit Neuem in demselben Stile ersetzt wie vorher. Völker aller Rassen ziehen hier ihre Wege. Der Fellah aus den fernliegenden Nilschlammdörfern, welcher den Kern des ägyptischen Volkes auch heute noch ausmacht, die Nachkommen der alten Aegypter, die Kopten, buntfarbige Beduinen, Araber, Berberiner, schwarzhäutige Sudanneger, Türken, Levantiner, Syrer, buntfarbige Turbanträger, Menschen aus allen modernen Erdteilen, bevölkern heute die Straßen, Klein- und Großhändler überfallen wie Mückenschwärme den Reisenden in Hotels und Straßenbahnen, Schuhputzer in unermeßlicher Zahl sind die ärgsten Quälgeister der Straße. Noch immer ziehen die Derwische klappernd durch die durchglühten Straßen und halten eisgekühltes, süßes Wasser oder schwarzbraunes arabisches Bier in Tonkrügen oder Messinghannen feil. Musikanten, Schlangenbeschwörer, Gaukler, Teppichverkäufer, Bären- und Affentreiber, Kartenverkäufer, Sänger und Märchenerzähler beleben in den Abendstunden die Cafés. Rastlos pulsiert das heiße Leben durch die Straßen der ägyptischen Hauptstädte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Buntfarbig, beweglich, voller Unrast, mit lauten Schreien tritt der Rhythmus der Straße des heutigen Aegypten dem Fremden entgegen.

Man muß hinausgehen in die engen Gassen des Volkes, in die Moscheen oder in die Nilschlammdörfer, wo der Fellah haust, um die Sitten des heutigen Volkes kennen zu lernen. Der satte, reiche Pascha mit Dutzenden von Berberinerdienern und üppigen, teppichbehangenen Wohnräumen inmitten palmenumrauschter Gärten würde einem das Leben in seinem Glanz zeigen, den man auch in europäischen Hotels oder in Teppichläden sehen kann. Man muß schon mit dem ägyptischen Familienleben intimer vertraut geworden sein, um die Eigenart der Lebensgewohnheiten, der Wohnungsausstattung, die selbstverständliche Gastfreundschaft kennen zu lernen. In den Muskis und den Basaren sieht man Farbe, Form und den tausendfachen Kleinkram, ohne den man sich den Orient nicht denken kann. Mag sich auch oft der Magen drehen, wenn man in die Sudelküchen sieht, wo Hammelfleisch auf Käufer wartet oder schwarze Eselswürste auf Holzkohlenrosten bruzzeln: Hier ist das Leben am interessantesten und wechselvollsten. Die Muselmanenfrau kümmert sich nicht um luxuriöse europäische Läden, noch immer steht sie, wie einst, stundenlang feilschend vor den offenen Verkaufsläden, um sich ihren Schmuck oder ihr buntes Musselintuch zu erstehen. Dort sieht man noch das primitive Handwerk, den Dreschsler, der Hand und Fuß bei seiner Arbeit benützt, den geizigen Geldwechsler, der Tag für Tag hoch oben auf seinem modernen Panzergeldschranke hockt und von dort seine Geschäfte leitet, den Teppichwirker, den Baumwollschläger, den Gurkenhändler, den Spezereihändler mit den mannigfachen Produkten, wie Sesamsaat, Oliven, Hennah, Zucker u. a., Dinge, die der Aegypter für seinen Haushalt benötigt.

Draußen auf dem Lande muß man sich wundern, mit wie wenig der Mensch sein Leben fristen kann, wie primitiv die Handhabung der Werkzeuge ist, die der Fellah benutzt, um sein vom Nilschlamm überschwemmtes Land zu bebauen. Die breite Hacke, der einfache Holzpflug, und die Wasserschöpfräder sind heute noch durchweg die drei hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Werkzeuge, wie sie schon vor 6000 Jahren im Gebrauch waren. Unermüdlich geht der Büffel oder das Kamel mit verbundenen Augen in trägem Schritt im Kreise herum, um die Schöpfräder, welche das Land mit Wasser versorgen, in Bewegung zu halten. Rastlos arbeiten die Wasserschöpfer, welche die Bewässerung der Baumwollkulturen mittels Eimern, die in langen Hebebäumen in tiefe Brunnenschächte niedertauchen, die durch das Grundwasser des Nils gespeist werden, vornehmen. In brennender Sonnenglut arbeiten die Fellachen halbnackt in den Schlammgräben der Reis-, Gurken-, Melonen- oder Baumwollfelder, um die Wasseradern zu verteilen. Das Dreschen des Getreides macht sich der Aegypter sehr leicht. Ein leichtes Wagengestell, das mit scharfen Metallrädern versehen ist, fährt auf einem bestimmten Punkte des Erntefeldes auf der zusammengetragenen Ernte unermüdlich im Kreise herum, bis die Halme vollkommen zerschnitten sind. Durch Emporheben der Spreu wird dem Winde Gelegenheit gegeben, diese von der Frucht zu trennen. In allem kennzeichnet sich, daß die Aegypter, unabhängig von modernen Zivilisationseinflüssen, ein Agrarvolk im wahrsten Sinne des Wortes geblieben sind, das nur die Natur schalten und walten läßt. Was die Regenperiode an fruchtbarem Schlamm von den abessinischen Bergen herunterreißt und auf den Wogen des Nils in die Ebene trägt und am Uferrande absetzt, ist der Dünger des Bauern. Was die Haustiere an Mist abwerfen, trocknet der Fellah auf seinem Nilschlammhause in der Sonne, um es als Brennmaterial zu verwerten. Heute noch wie vor 6000 Jahren ist des Aegypters ganzes Wohl und Wehe mit dem Nil verbunden. Er ist der Kulturträger, der Bringer von Fruchtbarkeit, von Wachstum und Wohlergehen des Volkes. Seine Ueberschwemmungsperioden bedeuten Feste für den Aegypter, ihr Versagen Trauer und Elend. Aegyptens Konflikt mit England besteht in dem Kampf um die Nilwässer. Englands Wille, die Nilwässer im Sudan für die Bewässerung seiner dortigen mehr und mehr sich ausdehnenden Baumwollkulturen zu beanspruchen, sind eine Benachteiligung der Kultur im Nildelta. Das ist eine gewaltige Tragik, die sich im Lande der Pharaonen abspielt, der Kampf um das Leben, das Aneinanderprallen von zwei großen Kulturen, das Ineinanderschmelzen von Agrikultur und Zivilisation, von Okzident und Orient, der Kampf zwischen Erdgebundenheit und moderner Technik.

Maientag.

Nun reich' mir deine Hand,
Daß wir zusammen wandern gehen.
So schön ist rings das Land
Und wundersame Lüfte wehen.

Es strömt durch Sinn und Herz
Geheimnistiefes, frohes Walten.
O komm', laß' deinen Schmerz
Und folge sonnigen Gestalten.

Ins weite Himmelsblau
Laß' uns die hellen Blicke senken,
Durch Wald und grüne Au
Die leichtbeschwingten Schritte lenken.

Nun reich' mir deine Hand, —
Es hat ein wundersames Hoffen,
Vom Himmel selbst gesandt,
Mich wunderbar und tief betroffen.

Franz Cingia.

Seltsame Bäume.

Von Kurt Keßler.

Einer der eigenartigsten Bäume ist der im Innern Afrikas bis zu 20 Meter Höhe wachsende Butterbaum, dessen Frucht einer Olive ähnelt. Der Fruchtkern wird von einem weißen Mark mit dünner, grüner Schale eingeschlossen. Ihn lassen die Eingeborenen an der Sonne trocknen, danach wird er im Wasser ausgekocht. Bald setzt sich an der Oberfläche des Wassers eine weiße, fettige Masse ab, bei deren Anblick man freudig überrascht ist: es ist nämlich beste, unverfälschte Butter, die man nach Erkalten des Wassers leicht abschöpfen kann. Die so gewonnene Butter hat gegenüber der der Kuhmilch noch den Vorteil, daß sie besser schmeckt und, ungesalzen, sich ein ganzes Jahr lang hält, ohne sich im Geschmack im geringsten zu verändern.

Ebenfalls der menschlichen Ernährung dient die Frucht des Brotbaumes. Auch er gedeiht nur in der heißen Zone, die ja überhaupt die Heimat der herrlichsten Naturprodukte ist. Die Frucht erreicht einen Durchmesser bis zu fünf Zentimetern und befindet sich von Oktober bis April in der Reife. Sie besteht aus einer zuerst groben, zähen fleischigen Masse, die sich aber mehr und mehr in eine feinere, mehlartige verwandelt. Die Eingeborenen, so berichtete der Weltumsegler Cook, sammeln in der erwähnten Zeit mit unermüdlichem Eifer die Früchte, und man kann sie von ihnen weder kaufen noch tauschen. Die gesammelten Früchte werden auf einen Haufen geworfen, so daß sie sich erhitzen; später wird alles Aeußere weggeschnitten und das Fleisch in eine mit Steinen ausgepflasterte Grube gebracht wo es ebenfalls mit Steinen bedeckt wird. Hier gerät es bald in Gärung und verwandelt sich in einen sauren Teig. Von ihm nimmt man zum Gebrauch große Stücke heraus, wickelt sie in Blätter und bäckt sie auf heißen Steinen. Dann ist das Brot fertig, das im Geschmack dem uns bekannten Pumpernickel ähnelt. — Der Naturforscher Forster berichtete ebenfalls von dieser Brotart.

Nicht unerwähnt sei einer der uns schon bekannteren Bäume, die Korkeiche. Sie wächst bereits in den wärmeren Gegenden Europas, in Italien, Spanien und erreicht die Größe unserer heimischen Eichen. Alle acht bis zehn Jahre wird in die Rinde von oben bis unten ein Spalt geschnitten, so daß sie sich leicht abschälen läßt. Nach Entfernung dringt aus dem Holz des Baumes ein zäher Saft, der nach und nach verhärtet und schließlich eine neue Rinde bildet. Die Korkeiche erleidet also durch die Abschälung keinen Schaden. Die Rinde wird in Wasser gelegt und eingeweicht, dann zwischen schweren Steinen gepreßt und zuletzt über Kohlen getrocknet. Dabei nimmt sie die Form von Tafeln an und kann nun als fertiger Kork in den Handel gebracht werden; dessen mannigfache Verwendung ist bekannt. Erwähnt sei noch, daß man in Spanien teilweise die schönen, festen Tafeln benutzt, um auch die Häuser damit zu decken.

Bedauerlich ist, daß die angeführten Bäume, vor allem die beiden ersteren, europäisches Klima nicht vertragen können. Welche wunderbaren Aussichten eröffneten sich uns, wenn uns Butter und Brot gewissermaßen in den Mund wüchsen?

Randleisten.

Von [illegible]ef Weiß-Bonn.

Nicht das Begehren, sondern die Opferbereitschaft ist der Wärmemesser der echten Liebe.

•

Oft besteht das Unglück nur darin, daß man sein Glück nicht zu begreifen oder zu ergreifen versteht.

•

Dankbarkeit ist das Zeichen einer inneren Freiheit, die die Hemmungen der Eigenliebe und der Eitelkeit zu überwinden vermag.

•

Feindeshaß ist noch lange nicht Vaterlandsliebe.

•

Die Vorfreude ist meist ungetrübter als der Genuß, mit dem schon die Furcht vor dem Verlust verbunden ist.

Der Heimkehrer.

Skizze von Heinzludwig Naymann.

Gegen Mittag eines warmen Sommertages des Jahres 1925 erschien auf den Karpathenhöhen bei Svatova, da, wo durch ein zerklüftetes Tal die Latorscha der fernen Theiß zueilt und die schmale Paßstraße in die ungarische Tiefebene absteigt, ein Wanderer, wildbärtig, abgehetzt und in abgetragenen Kleidern. Als er tief im Tale die Stadt Munkacs im goldenen Rauch liegen sah, blieb er schweratmend stehen und schaute, auf den derben Stock gestützt, lange auf das herrliche Bild der Heimat. Er wischte mit dem rauhen Handrücken über die schwimmenden Augen, und nun sah er auch weiter südlich sein Heimatdörfchen mit dem kurzen dicken Kirchturm friedlich in gelben Weizenfeldern und Rebenhängen eingebettet liegen, von Sonnenglanz umflossen. Es dauerte lange, ehe Nikolaj Petreschak sich an diesem Bild des sommerlichen Friedens sattgesehen hatte.

Plötzlich zuckte er wie im Schreck zusammen und duckte sich, so, als laste der massige Karpathenkamm in seinem Rücken. Langsam wandte er sich um und schaute zurück auf die hohe Steinmauer des Gebirges, hinter dessen Schneehäuptern das ewige Rußland liegt mit seinen ungeheuren Horizonten und seinen Maßlosigkeiten. Nikolaj Petreschak, der in den letzten Tagen fast ununterbrochen gewandert war, von Stryi, der letzten Wegetappe, aus über Skola hinauf nach Tuchla, über den Klimieczpaß nach Vereczke und Svatova, stand nun seit heute früh, aus dem Eisherzen Rußlands kommend, endlich auf ungarischer Heimaterde, endlich vor seinem Ziel. Dort unten im Tal lag die Heimat und hinter ihm versanken elf Jahre Rußland.

Petreschak begannen die Knie zu zittern, er konnte nicht mehr stehen; die Wucht der Erkenntnis, eine unerträgliche Knechtschaft abgeschüttelt zu haben, der Kosakenknute und der sibirischen Hölle entronnen zu sein, drückten den ausgemergelten Mann zu Boden. Er sank in das weiche Wollgras unter einer riesigen Fichte und lag eine Weile wie tot. Dann erschütterte Schluchzen den Körper des Mannes, wildes verkrampftes Schluchzen, wie es nur nach ungeheuren Erlebnisspannungen der Brust von Männern entsteigt und ihre Nervenbündel entspannt. So auch hier. Nach zehn Jahren russischer Gefangenschaft und fast einjähriger Flucht mit all ihren Schrecknissen, konnte der Heimkehrer nichts anderes, als, machtlos seiner Glieder und seines bis aufs äußerste gespannten Willens, sich einem haltlosen Gefühlsausbruch hinzugeben und zu weinen wie ein Kind. Tränenstrom, den das süße, aber noch nicht mit vollem Genuß ausgekostete Gefühl durchflutete, auf der Heimaterde zu ruhen, an der Brust der urewigen Mutter.

Und langsam schluchzte Nikolaj Petreschak sich in einen tiefen traumlosen Schlaf hinüber, in den die Mittagsglocken seiner Heimat klangen. Ueber das leidzerschnittene und wetterbraune Gesicht des Schlafenden goß die Sonne verschwenderisch ihr Gold. —

Die Sonne sank schon in den Nachmittag, als der Schläfer, durch einen fernen Schuß im Wald aufgeweckt, erschreckt in die Höhe fuhr und blinzelnd lauschte. Noch saß ihm zu sehr die Gefahrbereitschaft der Flucht in den Knochen. Dann aber wußte er rasch, wo er war, und ein tiefer Atemzug hob befreiend seine Brust: „Hier ist Heimat, hier ist Ruhe!" An den Stamm der wetterzerzausten Fichte gelehnt, schaute der Heimkehrer ins Tal, das weiche nachmittägliche Sonne durchflutete. Die Flüsse warfen silberne Blitze, die Ferne zerschmolz in bläulichem Rauch. Und der Geist Nikolaj Petreschaks schwebte zurück auf den Flügeln der Erinnerung:

Als die Wogen der Erhebung des Jahres 1914 wie ein Meer über das Land brausten, war auch er mitgezogen, das Vaterland gegen die gewaltigen Horden der Kosaken und Muschiks zu verteidigen. Er hatte seine junge hübsche Frau und sein Töchterchen, das noch in der Wiege lag, zurücklassen müssen. Das hatte seiner Frau viele Tränen gekostet. Wie viel Tränen wird sie erst wohl vergossen haben, als er Jahr um Jahr nicht zurückkehrte und in russischer Gefangenschaft schmachtete. Nur ganz selten konnte er schreiben. Man hatte ihn und seine Kameraden mit Knutenhieben durch viele Städte gepeitscht, sie überall als neue Gefangene zeigend. Dann hatte man sie nach Sibirien in die Bergwerke geschickt. Es war die Hölle gewesen, eine endlose Kette von Qualen. Nun hatte das ein Ende. Er zog eine gänzlich abgegriffene Photographie seiner Frau aus der Tasche und betrachtete sie lange, froh lächelnd. Dies alles ging Nikolaj Petreschak in dieser Stunde durch den Sinn, wie ein böser Traum, der zu schwer war und noch zu nahe ist, als daß man ihn abschütteln könnte.

Die Sonne warf schon schräge Strahlen, als Nikolaj sich aufmachte, ins Heimattal hinabzusteigen. In zwei kurzen Stunden würde er die Schwelle seines Hauses betreten, seine Frau und sein Kind in seine Arme schließen, und dann würde für sie alle die schwere Zeit vorüber sein. Sein Herz klopfte rasend vor Freude und Spannung. Mit der beginnenden Dämmerung kam er ins Dorf. Da war die alte, liebe Lindenallee mit den kleinen Häuschen, der Brunnen, die alte Kirche, und da lag auch schon sein Haus. Alles so vertraut und doch wie durch ewige Trennung fremd. Neues prallte in die Augen.

Taumelig vor Erregung trat er durch den Vorgarten. Ein etwa elfjähriges Mädchen trat aus dem Haus und sah ihn erstaunt an. Er erkannte in dem Mädchen sogleich das Ebenbild seiner Frau. Es war sein Kind, das damals noch in der Wiege gelegen hatte und ihn natürlich nicht kennen konnte. Es rief ins Haus zurück: „Mutter, hier ist jemand!"

Nun trat mit einem etwa vierjährigen Jungen eine Frau aus dem Haus, eine schöne, reife Frau — seine Frau. Sie schauten sich an und erkannten sich sogleich. Nach einem Augenblick fassungsloser Wirrnis sanken sie sich erschüttert in die Arme und schluchzten laut. Die Kinder machten märchengroße Augen. Sie traten alle ins Haus, und nun saß der Heimkehrer nach elf Jahren endlich wieder auf seinem alten Platz am Herd, neben ihm seine Frau, die ihn fest umschlungen hielt.

Schließlich fragte er, wer der Junge sei. Und er erfuhr, daß seine Frau noch einmal geheiratet hatte. Aus dieser Ehe stammte der Junge.

Fassungslos starrte der Heimkehrer vor sich hin. Und während er, überwältigt von der unfaßbar erscheinenden Nachricht, den Kopf in beide Hände stützte und verhalten schluchzte, erzählte ihm die bangende Frau mit leiser, stockender Stimme, wie ihn das Regiment bereits vor acht Jahren als gefallen gemeldet und ein Kamerad aus dem Dorfe ihr bestätigt hätte, seine Leiche gesehen zu haben. Nie wäre von ihm Nachricht gekommen. Sie habe noch drei Jahre nach dem Kriege gewartet und dann geheiratet. Was hätte sie in ihrer Lage, mittellos, allein mit ihrem Kind, anderes machen sollen? — Doch abermals hätte das Schicksal sie heimgesucht: im vorigen Herbst sei der zweite Gatte gestorben, und wiederum mußte sie allein, hoffnungslos und von schweren Sorgen bedrängt, den Daseinskampf aufnehmen.

Der Heimkehrer saß am Herd und schwieg düster in sich hinein. Die Vernunft sprach seine Frau zwar frei, aber sein Herz kam nicht darüber hinweg. Das konnte er nicht verstehen. Er hatte elf Jahre gewartet! Seine Frau schwieg und schaute ihn aus rotgeweinten Augen an.

Als die Dämmerung in der Stube stand, erhob sich der Heimkehrer, sah sich wie im Traume um, küßte sein Kind und ging schweigend über die Schwelle seines Hauses in die Nacht.

Nikolaj Petreschak kam an der Kirche vorüber. Dort sah er die in die Mauer eingelassene marmorne Heldenehrentafel. Im Schein einer Laterne las er auch seinen Namen unter denen der Toten mit dem Kreuz und dem Datum dahinter. Und er stand verwundert vor seinem vermeintlichen Todesdokument.

Hinter ihm klangen Schritte. Seine Frau kam mit dem greisen Pastor. Sie legte ihre Arme um ihn und bat ihn unter Tränen, bei ihr zu bleiben, sie könne doch nicht für die falsche Bestätigung seines Todes die Schuld tragen. Nun sprach auch der alte Pastor, der die Urkunde von seinem Regiment vorzeigte, in gütiger Weise auf ihn ein; er solle seine Frau, die schon so lange um ihn getrauert habe, nicht um ihr letztes Lebensglück und sein Kind nicht um den Vater bringen. Die zweite Heirat solle er als eine aus der Not der Zeit geschaffene Handlung, die nun einmal geschehen, aber doch endgültig vorüber sei, betrachten und auch den Jungen als sein Kind ansehen. Wo er denn überhaupt bleiben wolle? Hier sei doch seine Heimat, bei Frau und Kind!

Langsam löste sich die Rinde um Nikolaj's Herz. Er überlegte, daß die beiden ja wohl recht hätten, und schritt mit ihnen in sein Haus zurück, in das er nun endgültig heimkehrte. Seine Frau bereitete ihm auf dem Herde ein Willkommensmahl und ihre Augen leuchteten heller als die Herdkohlen. Zärtlich schmiegte sich sein Töchterchen an ihn, und der Junge schlich auf seinem Schoß ein ...

SLUB
Wir führen Wissen.
Heimatmuseum
der Stadt Wilsdruff
WILSDRUFF